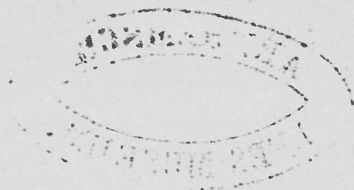


Abdul Hamid II.

und die

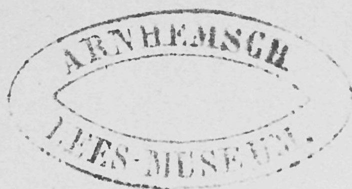
Reformen in der Türkei.

Von

KARL KÜNTZER.



Dresden und **Leipzig.**
Verlag von Carl Reissner.
1897.



Abdul Hamid II.

und

die Reformen in der Türkei.

Von

Karl Küntzer.



Dresden und **Leipzig.**
Verlag von Carl Reissner.
1897.

Vorwort.

Wer, wie der Verfasser dieser Broschüre, am sonnigen Strande des Bosporus eine zweite Heimat gefunden hat, wer über die nächste Umgebung der Hauptstadt hinausgekommen ist, Kleinasien durchstreift, Syrien, Palästina, die Inselwelt des ägäischen Meeres und die Länder der Balkanhalbinsel kennen gelernt hat, dem thut es in der Seele weh, dass jenen schönen, von Gott gesegneten Ländern in unseren Tagen ein so trauriges Los beschieden ist. Diese Gebiete, welche einst der Sitz reicher und mächtiger Völker waren und das ganze zur Römerzeit bekannte Abendland mit ihren Kornschätzen versorgten, findet er heute zum grössten Teil verwüstet und öde. Wo einst blühende, mächtige Städte aus üppig gedeihenden Feldern und Gärten sich erhoben, wo viele Millionen von Menschen dicht neben einander lebten und ihr Dasein in werkfreudiger Arbeit, in Glanz und Luxus genossen, da sterben heute, wo man mitunter vom frühen Morgen bis zur sinkenden Sonne reiten kann, ohne auch nur einem einzigen menschlichen Wesen zu begegnen, während des,

namentlich im nördlichen Kleinasien recht strengen Winters, unzählige Menschen den Hungertod!

Dabei aber findet der Reisende, der länger im Lande weilt und andere Wege verfolgt, als der gewöhnliche Tourist, überall die Spuren vergangener Herrlichkeit, und es will ihm dünken, als ob die Mutter Erde mit ihren Schätzen noch lange nicht zu Ende sei, als ob der Boden nur beackert zu werden brauche, um zehnmal so viel Geschöpfe zu ernähren, wie es heute der Fall ist. Unwillkürlich denkt er dann an das soziale Elend westeuropäischer Staaten, wo bei der stetig wachsenden Bevölkerung der Kampf ums Dasein sich für den Einzelnen immer heftiger gestaltet, während hier die Früchte faul vom Baume fallen, weil sie nicht zur Zeit gepflückt werden, oder schon im Entstehen verderben, da die pflegende Hand ihnen fehlt!

Ausserdem flackern seit Jahren nun schon, bald hier, bald dort, die Flammen politischen Aufruhrs empor, und immer wieder werden sie mit Strömen von Blut gelöscht, ein Elend sonder Gleichen zurücklassend. —

So gross nun in Deutschland, ebenso wie im übrigen Europa, das Interesse für den Orient ist, so gering ist das Verständnis der Menge in allen Angelegenheiten desselben. Man glaubt immer nach der Schablone heimatlicher Verhältnisse hiesige Zustände beurteilen zu können.

Das tausendfache Weh und Ach des Orients ist nur „aus einem Punkte zu kurieren“, und dieser Einsicht, die Wege zu ebnen, war bei nachfolgender Studie der leitende Gedanke. —

Um Missverständnisse zu verhindern, bin ich noch eine Erklärung schuldig. Das Charakterbild, das ich entrolle, gilt vornehmlich von Constantinopel, wie mir, wenn ich von „Türken“ rede, hier die oberen Zehntausend der Nation, die sogenannten Stambul-Effendis, vorschweben. Mit ihnen hat das brave türkische Volk nichts gemein; es ist eine von jenen vollkommen verschiedene Rasse. Wir Europäer aber neigen dazu, infolge der jüngsten Ereignisse, über die Türken in Bausch und Bogen den Stab zu brechen. Das ist jedoch nicht richtig und hat darin seinen Grund, dass wir im allgemeinen nur mit den oberen Schichten der Nation, vornehmlich nur mit den Beamten, zu thun haben, mit dieser selbst aber kaum in Berührung kommen. Der Hauptfehler der letzteren besteht darin, dass sie unfähig ist, sich selbst zu regieren! Das sehen viele verständige Leute unter den Türken ein, und mit Freuden würden sie eine Fremdherrschaft sich gefallen lassen, wenn nur die heutigen unleidlichen Verhältnisse dadurch geändert werden.

Die Ereignisse von Talori im Herbst 1894 brachten die orientalische Frage wieder ins Rollen, und wie die Lawine in ihrem Sturz nicht aufzuhalten ist, so wird auch sie nicht so bald zum Stillstand gebracht werden können. Die letzten Monate allerdings sind ruhiger verlaufen, als der Sommer, aber wenn nicht alles trügt, so ist das die Stille vor dem Sturm. Allein dem Winter, der in dem unkultivierten Lande eine Ansammlung und Ernährung von einigermassen grossen Menschenmassen unmöglich macht, ist diese Ruhe zu verdanken. Wenn

aber im Frühling der Schnee geschmolzen ist und in den Bergen von Makedonien, Kreta und Armenien wieder regeres Leben pulsiert, dann fragt es sich, ob sie erhalten bleibt. Die orientalischen Wetterpropheten sehen schwarz in die Zukunft; schon das Frühjahr, so meinen sie, wird manchen Gewittersturm bringen. Daher mag es jetzt bereits an der Zeit sein, einmal zu untersuchen, wo denn eigentlich der Schwerpunkt der ganzen Frage zu finden ist.

Constantinopel, im Januar 1897.

Der Verfasser.

Seit langer Zeit schon bildet die orientalische Frage in der Politik Europas den springenden Punkt, und ihre Lösung ist, wie Ranke sagt, ein Rätsel, welches das eine Jahrhundert dem anderen ungelöst überliefert. Die armenischen Greuel, die Unruhen auf Kreta und in Makedonien haben das allgemeinste Interesse gefunden und die Diplomaten zerbrechen sich die Köpfe, wie eine allseitig heilsame Gestaltung der Dinge herbeizuführen sei. —

Man verspricht sich viel von der Durchführung europäischer Reformen im Reiche des Halbmondes, und zahlreiche diesbezügliche Projekte haben in die internationale Presse ihren Weg gefunden. In der That, nur wenn die Türkei aus einem barbarisch-asiatischen Staate in ein europäisches modernes Reich umgewandelt wird, das ebenbürtig den anderen zur Seite gestellt werden kann, wird der Orient aufhören, eine ständige Gefahr für die friedlichen Zustände unseres Erdteils zu bilden!

Umso interessanter aber dürfte es sein, sich einmal mit dem Werkzeuge zu beschäftigen, durch welches die Grossmächte die in Rede stehenden Reformen ausführen wollen, denn es leuchtet ein, dass aus diesen nur dann etwas Rechtes werden kann, wenn jenes sich als brauchbar erweist.

Das Werkzeug aber, das ich meine, ist der Sultan, der auf dem Throne Osmans sitzt, Abdul Hamid II.

Um diese hochintesessante Persönlichkeit von vorn herein nicht in falschem Lichte zu sehen, um sie überhaupt gerecht beurteilen zu können, ist es zunächst notwendig, einen Rückblick zu thun in die Entstehungsgeschichte des türkischen Herrschertums; denn nicht willkürlich, oder nur seiner eigenen Veranlagung entsprechend, hat sich Abdul Hamid als Herrscher entwickelt; er war das Kind der Verhältnisse, und seine Handlungsweise stand von seiner Thronbesteigung an unter dem Einfluss mächtiger, eigentümlicher Umstände. —

In der Türkei herrscht bekanntlich das Seniorat. Nicht der Sohn folgt dem Vater in der Herrschergewalt, sondern der an Jahren Älteste der ganzen grossen Regentenfamilie hat stets das Scepter in Händen. Die historische Wahrheit aber, dass die Erbfolgegesetze der regierenden Häuser von jeher eine einschneidende Bedeutung für die Entwicklung der Staaten gehabt haben, findet an dem Beispiele der Türkei eine erneute Bekräftigung.

In der That, man ist geneigt, dem Seniorat die Hauptschuld an dem allmählichen Verfall des einst so mächtigen osmanischen Reiches zuzuschreiben. Es stammt aus der Zeit, da die Türken noch ein auf Eroberungszügen befindliches Nomadenvolk waren und hatte hier seine Berechtigung, weil ein solches Volk unmöglich von einem Kinde beherrscht werden kann, in welche Lage ein sesshaftes Volk mit konsolidierten staatlichen Einrichtungen

immerhin unbeschadet kommen mag. Ein solches Volk aber sind die Türken im Laufe der Zeit geworden, und wie schlechte Dienste ihnen das Seniorat geleistet hat, dafür spricht ein Beispiel aus dem bürgerlichen Leben beredter, als langatmige Auseinandersetzungen. —

Ein grosses, schönes Familiengut vererbt sich nach einem alten Hausgesetz stets auf den Ältesten des Geschlechts. Der jeweilige Besitzer muss sich also sagen: „Die Früchte deines Schaffens erbt nicht dein Sohn! Wenn du die Augen schliessest, dann gehört deiner Frau und deinen Kindern nur das, was du an barem Gelde ihnen hinterlassen kannst. Dem schönen Schloss, das sie so lange in Glanz und Ehren bewohnt haben, müssen sie den Rücken kehren, und wenn sie keine Mittel zur Gründung einer neuen Existenz haben, dann sind sie verloren. Nach ihnen aber zieht der kaum bekannte Vetter mit seiner zahlreichen Familie in die mir so lieb gewordenen Räume ein, er führt weiter, was du begonnen, oder thut es auch nicht; er erntet jedenfalls die Früchte deines Thuns!“

Wenn er ein vornehm denkender Mann ist, dann wird er seinen Stolz darin setzen, den schönen Familienbesitz in dem gleichen Zustande an seinen Nachfolger zu überliefern, wie er ihn einst übernommen hat; aber immer wird die Sorge für sich und seine Familie im Vordergrunde stehen. Darum fehlt ihm die Triebfeder, den ihm zur Zeit gehörenden Besitz vorwärts zu bringen und mit Neuerungen umgestaltend einzugreifen, wo er Übelstände und veraltete Einrichtungen bemerkt. Er sagt sich, dass

er dadurch nur sein und seiner Kinder Vermögen im Interesse eines Fremden schmälern würde.

Darum muss der Besitz von Generation zu Generation hinuntersinken in seinem Werte, bis schliesslich seine Übernahme nur noch einen zweifelhaften Vorteil gewährt. Die letzten Besitzer aber werden schon auf dem Standpunkte stehen, dass nicht mehr viel zu machen sei. Sie werden herausziehen aus dem Boden, was noch herauszuziehen ist, ehe die Geschichte ganz zusammenkracht!

Schliesslich aber ist die Behörde, weil auf dem verlotterten Gute die mangelhaften Wege und schlechten Brücken eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit bieten, gezwungen, einzuschreiten. Der Sequästor kommt und das Gericht entscheidet, in welcher Weise die Gläubiger des letzten Schlossherrn sich in seine Besitzungen teilen. —

Einem derartigen Familiengut, wo die persönlichen Interessen der Besitzer durch ein unsinniges Gesetz sich mit der Zeit als direkt entgegengesetzte zu denen des Besitzes an und für sich entwickelt haben, gleicht die Türkei von heute. Wie das Hohenzollernsche Hausgesetz, dass der König des Staates erster Diener sei, Preussen und Deutschland gross gemacht hat, so brachte jenes des Hauses Osman die Türkei an den Rand des Verderbens!

Wenn nun die Wirkungen des Seniorats an sich schon höchst ungünstig für die Türkei waren, so wurden sie in Verbindung mit den Grundsätzen des türkischen Familienlebens noch viel bedeutungsvoller.

Man könnte nämlich einwerfen: „Ja, wenn auch die Sultane nie für ihre Söhne haben wirken können, dann

doch wenigstens für den leiblichen Bruder oder einen Vetter, und liebe Verwandte stehen dem Menschen doch beinahe ebenso gegenüber, wie Kinder!“

So würde es sein, ohne die Vielweiberei, das Haremsunwesen! Man darf es nicht vergessen, welche verrotteten Familienverhältnisse aus dem letzteren hervorgehen, und welche Gefühle die Geschwister für einander hegen. Zwei Brüder sind erbitterte Feinde von Jugend an, denn die Eifersucht und Feindschaft der beiden Mütter, von denen die eine ja einmal durch die andere in der Gunst des gemeinsamen Gemahls verdrängt worden ist, haben auch sie schon mit der ersten Milch eingesogen. Hieraus erhellt, mit welchen Augen auch der Herrscher den nächsten Anwärter auf den Thron, seinen jüngeren Bruder, betrachtet.

An unsere Verhältnisse gewöhnt, halten wir es für selbstverständlich, dass er denselben in besonderer Weise zu sich heranzieht, dass er es für eine seiner vornehmsten Pflichten hält, ihn für seinen schweren späteren Beruf vorzubereiten.

Gerade das Umgekehrte aber ist bei dem Seniorat der Fall. Dort betrachtet der Herrscher den Kronprinzen als seinen gefährlichsten Feind. — Hieraus erklärt sich auch die grausige Thatsache, dass in früheren Jahrhunderten die Sultane, als ihre erste Regierungshandlung, wiederholt ihre sämtlichen erwachsenen Brüder und Vettern umbringen liessen, so dass als Thronfolger ein ungefährliches Kind übrig blieb.

Hat mit diesem barbarischen Brauch nun auch die

Zeit gebrochen, so gilt doch auch heute noch in der Türkei der Grundsatz, dass der Thronfolger ferngehalten wird von jedem Einblick in die Geschäfte. Er lebt, jedes Einflusses bar, abgeschlossen von aller Welt, umgeben von Spionen, auf seinem Schlosse und hört und sieht nichts von alledem, was in dem Reiche vorgeht, das er dermaleinst regieren soll. Auch alle anderen Prinzen werden geflissentlich von jeder Berührung mit moderner Bildung und modernen Ideen ferngehalten. Man giebt ihnen einen Harem voll schöner Cirkassierinnen, und über die Freuden desselben sollen sie vergessen, einmal über sich und ihre Lage nachzudenken.

Ohne jede Vorbereitung für seinen Beruf, ja überhaupt ohne die landläufige Bildung, ohne die geringste politische Schulung, ohne jede Bekanntschaft mit Land und Leuten, mit den Bedürfnissen und Fragen der Zeit, beneidet von Brüdern und Vettern, gehasst von den Kindern seines Vorgängers, besteigt der osmanische Prinz den „Thron seines Bruders oder Onkels“.

Von vorn herein also gestaltet sich für ihn die Situation äusserst schwierig, und er wird nur dann der Herr derselben werden, wenn er sich die unbedingteste Autorität zu verschaffen weiss. Mit grösster Peinlichkeit muss er darauf achten, dass er keine der mit seiner Stellung traditionell verbundenen Machtvollkommenheiten aus der Hand giebt. In den Prärogativen, die dem Vertreter des Kalifen aus längst verklungenen Zeiten in die Tage der konstitutionellen Staaten überkommen sind, wurzelt seine Kraft, und je ungestümer moderne Ideen

sich geltend machen, desto kräftiger muss die Reaktion sein, die er ihnen entgegensetzt. Handelt er anders, so treibt er Selbstmordpolitik!

Abdul Hamid aber durchschaute die Verhältnisse, als er, nachdem sein Bruder Murad V. für irrsinnig erklärt worden war, am 31. August 1876 von der Reformpartei, an deren Spitze der geniale Midhat Pascha stand, zum Sultan ausgerufen wurde. Er kannte genau die Ziele des letzteren, er wusste, dass er ein willenloses Werkzeug seiner Ideen werden sollte, und nahm sich von Anfang an vor, ihn gründlich zu täuschen.

Was Midhat wollte, und worauf auch heute schliesslich die so viel beratenen Reformen hinauslaufen, kam der Schaffung eines modernen levantinischen Kaiserreiches an Stelle des alten vermorschten Sultanstaates gleich. Dem christlichen Element war hierbei eine hervorragende Rolle zugedacht, obgleich den Türken durch ausschliessliche Besetzung des Offizierkorps und der diplomatischen Stellen die Oberherrschaft erhalten bleiben sollte. Es war Midhats feste innere Überzeugung, dass der Türke unfähig sei zur Schaffung eines modernen Staatswesens, und darum wollte er die Verwaltung den Europäern anvertrauen. Mit ihrer Hilfe sollte das Land in Wahrheit zu einer europäischen Grossmacht erhoben werden.

Vor allem hatte er eine durchgreifende Änderung der alten Gesetze, die Schaffung eines Eisenbahnnetzes, die Anlage von Häfen und grossartige Rekonstruktion der antiken kleinasiatischen Bewässerungsanlagen zur Wieder-

gewinnung der im Altertum so berühmten Fruchtbarkeit des Landes im Auge.

Ein frischer, moderner Zug sollte das Reich durchwehen und aufräumen mit allem asiatisch-barbarischen Kehricht. Alle Segnungen eines konstitutionellen Staatswesens gedachte er ferner der türkischen Welt zu bereiten, und der Plan einer neuen Verfassung in diesem Sinne war schon lange in seinem Innern gereift. Dem an Jahrhunderte lange willenlose Knechtschaft gewöhnten Volke ging die Morgenröte politischer Freiheit auf!

Abdul Hamid aber sah es wohl ein, dass ein Staat geschaffen werden sollte, in welchem für die alte Sultansherrlichkeit mit unumschränkter Gewalt über Leben und Tod der Unterthanen, mit Haremswesen und Eunuchentum kein Platz mehr sei, dass seine Beseitigung die letzte der grossen Reformen bilden würde.

Auf thönernen Füssen stand also zunächst sein Thron, er aber war gewillt, den Kampf gegen die ihm feindlichen Gewalten mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln aufzunehmen. Er musste sie bekämpfen, sie vernichten, wenn er selbst existieren wollte!

Zunächst freilich sah er sich gezwungen mit den Wölfen zu heulen, und wir finden deshalb in den ersten Jahren seiner Regierung mannigfache Ansätze zu reformierenden Neuerungen. Alle bisher über ihn erschienenen Skizzen verzeichnen jedoch mit Bedauern, dass er, trotz des besten Willens, aus Mangel an Fähigkeiten und Kraft, bald wieder in den Fehler seiner Vorgänger zurückgefallen sei, und den Staat, anstatt ihn planmässig

und mit Energie und Ausdauer zu regieren, nach Laune und Willkür planlos geleitet habe. —

Rein oberflächlich freilich ist das eine richtige Behauptung. Der Kenner der Verhältnisse aber weiss, dass Abdul Hamid die Reform niemals gewollt hat und auch niemals wollen durfte. Durch nichts aber konnte er sie besser hintertreiben, als durch Planlosigkeit und Willkür in den Massnahmen seiner Regierung, und darum ist in diesem Sinne jede einzelne seiner Handlungen wohl durchdacht!

Schon während des russisch-türkischen Krieges offenbarte er seinen wahren Kern. Wahrscheinlich aus der byzantinischen Geschichte, auf deren historischem Boden ja auch er stand, schöpfte er seine Kenntnisse und Erfahrungen. Er hatte gelernt, dass niemand einem, auf wankendem Thron sitzenden Tyrannen gefährlicher sei, als der eigene siegreich aus einem Feldzug heimkehrende Feldherr, der hinter sich eine treue Armee hat und empfangen wird von einem Volke, das begeistert dem Helden zujubelt Die anfänglichen Erfolge seiner Truppen mögen ihn deshalb nicht eben angenehm berührt haben, und durch willkürliches Eingreifen in die Operationen, sowie durch öfteren Wechsel der Höchstkommandierenden suchte er, soviel von ihm aus geschehen konnte, den Umschwung möglichst bald herbeizuführen. Wirklich wohl war ihm erst, als die Russen vor den Thoren seiner Hauptstadt standen, während gleichzeitig die englische Flotte bei Prinkipo vor Anker ging. Nun konnte ihm nichts mehr passieren, denn von den beiden europäischen Mächten

hielt die eine die andere im Zaum, und von der eigenen demoralisierten Armee hatte er erst recht nichts zu befürchten. Alles was er verlieren konnte, waren vielleicht ein paar Provinzen, und wie jener byzantinische Kaiser Feste feierte, sobald die Araber ihm einen neuen Teil seines Reiches abgenommen und ihn so jeder Schererei um die Verwaltung desselben enthoben hatten, so ging ihm diese Aussicht auch nicht weiter zu Herzen.

Ein grelles Schlaglicht auf den Charakter und die Gesinnungen Abdul Hamids wirft die Behandlungsweise, welche alle jene Leute von ihm erfuhren, die während des letzten russisch-türkischen Krieges sich einen Namen gemacht hatten. Ebenso wie der hochbegabte Midhat schon 1876 aus allen seinen Ämtern entfernt und in die Verbannung geschickt wurde, so sind nach und nach sowohl Osman, wie auch Fuad und Mukhtar Pascha aus dem öffentlichen Leben beseitigt worden.

Der Löwe von Plewna lebt heute, abgeschlossen von der Aussenwelt, im Yildiz Kiosk, überwacht von Spionen und von jeder Einsicht in die Staatsgeschäfte ferngehalten. Zwar geniesst er äusserlich alle Ehren, auf die er seiner Vergangenheit und seinem hohem Range nach Anspruch erheben kann, er sitzt beim Selamlik sogar im Wagen des Grossherrn, aber trotzdem ist er weiter nichts als ein Palastgefangener.

Fuad Pascha, der als 36jähriger General unter schwierigen Umständen die Russen bei Elena besiegte und ein Mann von hohen militärischen Gaben und einer bei den Orientalen seltenen Schneidigkeit ist, lebt unter ähn-

lichen Verhältnissen in Kalamich bei Konstantinopel. Auch ihm ist jede Möglichkeit geraubt, einen Einfluss auszuüben. Trotzdem aber hat er sich erst jüngst bei den armenischen Unruhen rühmlichst hervorgethan. Durch sein kraftvolles Auftreten hat er in den Orten Kadikieuy, Moda und Kalamich, die zusammen wohl 80 000 Einwohner zählen, jede grössere Ruhestörung verhindert. Er ritt mit wenigen bewaffneten Begleitern, selbst den Revolver in der Hand, durch die Strassen und drohte, jeden Muhamedaner niederzuschiessen, der einem Armenier ein Leid anthun würde.

So hat ein einziger Mann, der der Menge zu imponieren verstand, mehr ausgerichtet, als alle Kollektiv-Verbalnoten der Botschafter zusammen. —

Der Sultan dankte Fuad Pascha in seiner Weise. Er bot ihm eine Wohnung in seinem Palaste an!

Am gefährlichsten aber mag Mukhtar Pascha dem Grossherrn erschienen sein. — Dieser hatte sich nämlich bereits bei der Entthronung Murads V. als energischer, charaktervoller Mann verdächtig gemacht. Er war damals Corpskommandant in Skutari in Albanien und mobilisierte, als er vernahm, was in der Hauptstadt sich vorbereitete, auf eigene Faust sein Armeekorps, um seinem bedrohten Herrn zu Hilfe zu kommen. Die Herrschaft Abdul Hamids aber wurde zu schnell Thatsache, als dass er seinen Plan hätte ausführen können, und nun stellte er sich natürlich seinem neuen Herrn zur Verfügung, um diesem ebenso treu zu dienen, wie dem entthronten. Im letzten Kriege führte er die türkischen Truppen in Ar-

menien wiederholt zu schönen Erfolgen, und obgleich Kritiker, welche an einen Feldzug in asiatischem Hochland denselben Massstab anlegen, wie an einen solchen in einer westeuropäischen Tiefebene, seine Strategie vielfach bemängelt haben, so ist es doch einzig und allein sein Verdienst, wenn die Russen sich manche Fehlschläge gefallen lassen mussten. Dieser noch heute in den besten Jahren stehende Mann wäre aus alledem zu schliessen gerade in dieser bewegten Zeit doch sicherlich in bedeutender, einflussreicher Stellung am Platze. Wie aber hat der Sultan ihn verwandt? Er ist Repräsentant der Pforte bei der ägyptischen Regierung, wo er, ohne jeden Rückhalt, gegenüber dem englischen Einfluss, natürlich eine klägliche Rolle spielt. —

Ein Gegenstück hierzu bildet ein gewisser Marineminister. Dieser hielt sich bei allen Umwälzungen, bei allen Wechseln des Kabinetts lange Jahre hindurch auf seinem Posten, denn Effendimis war ihm zu Dank verpflichtet. Murad V. nämlich ist seiner Zeit durch eine Flottendemonstration gezwungen worden, den Forderungen der Reformpartei nachzugeben und seine Krone niederzulegen. Das aber, so dachte Abdul Hamid, darf in Zukunft sich nicht wiederholen, und er suchte und fand einen Mann, der ihm hierfür Garantie leistete. Noch im Jahre 1878 war die Flotte der russischen im Schwarzen Meere befindlichen bei weitem überlegen. Sie beherrschte Häfen und Meeresstrassen und konnte der Landarmee durch Herbeischaffung von Heeresbedürfnissen aller Art bedeutende Dienste leisten. Langsam aber sicher hat jener Pascha

nun die Flotte zu Grunde gerichtet, und er wusste es wohl, dass er zwar vielfach gegen die offiziellen Befehle seines Herrn, aber doch mit dessen heimlichem Einverständnis wirkte.

Heute liegen im Goldnen Horn die Kriegsfahrzeuge, zwar äusserslich gut gehalten, um Volk und Fremden Sand in die Augen zu streuen, aber doch in einem Zustande, dass auch nicht ein einziges sofort in See gehen kann. Hier fehlt ein Kessel, dort ein Schornstein, ein drittes Schiff hat keine Armierung oder keine Boote. Dort streckt ein stolzer Panzer zwar aus jeder Luke die ehernen Mündungen seiner Kanonen heraus, eine nähere Besichtigung der letzteren aber ergiebt, dass am Verschluss derselben ein wichtiger Teil fehlt, oder dass sie auf dem Boden nicht festgeschraubt sind. Es giebt keine Seemanöver, keine Schiessübungen, die für jede Flotte unerlässlich sind, um das Material zu erproben und Offiziere und Mannschaften zu üben, es existiert kein Torpedodienst. Im Kriegsfalle, wo der Flotte bei dem grossen Küstenbesitz der Türkei und den mangelhaften Verkehrswegen auf dem Lande bedeutsame Aufgaben zufallen, wird sie heute nicht imstande sein, den geschützten Hafen zu verlassen.

In dieser Weise hat Abdul Hamid nun seit zwanzig Jahren sein unglückliches Land regiert. Aus jeder einzelnen seiner Regierungshandlungen geht deutlich das Prinzip hervor, lähmend und hindernd einzugreifen, wo arbeitsfreudige, schaffende Thätigkeit sich zu regen beginnt. Er fürchtet mit Recht, dass aus einer solchen jener gesunde und kräftige Geist entspringt, der kranken,

vermorschten Verhältnissen schon oft gefährlich geworden ist. —

Freilich ist er viel zu klug, um sich öffentlich als reaktionär und kulturfeindlich zu zeigen. Im Gegenteil, sein Land ist, seitdem er regiert, mit allen Einrichtungen moderner Staaten geradezu überschwemmt worden. Es wurden Eisenbahnen gebaut, es wurde ein Heerwesen, vornehmlich nach deutschen Grundsätzen, geschaffen, man hat Häfen angelegt, die Wohlfahrtseinrichtungen verbessert und einen Verwaltungsapparat eingerichtet, genau wie in jedem europäischen Staatswesen. Für Ackerbau und Landwirtschaft, für Vieh- und Pferdezucht, für Weinbau, für Kunst und Wissenschaft hat Abdul Hamid, wenigstens äusserlich, viel gethan, und diesem Umstand verdankt er das Renommee, ein erleuchteter, reformfreundlicher Herrscher zu sein. Bei alledem aber lag ihm nichts ferner, als die Absicht, seinen Unterthanen wirkliche Segnungen zu bereiten, denn wir sehen, dass er das Gute, das er schuf, durch paralysierende Massnahmen immer wieder vernichtet hat!

Die Eisenbahnen können sich nicht rentieren, schon weil das Verbot des freien Reisens besteht. Auch die unsinnige Quarantäne, die im Jahre sicherlich zehn Monate ein Vilajet gegen das andere abschliesst, macht einen einigermassen regen Passagier- und Güterverkehr zur Unmöglichkeit. Handel und Industrie liegen in Banden, denn es kann sich niemand, ohne kaiserliche Erlaubnis, auch nur einen Schafstall erbauen, geschweige denn eine Fabrik eröffnen. Den Instrukteuren, welche für Armee

und Marine, für alle Zweige der Verwaltung mit hohem Gehalt engagiert worden sind, wird es von vornherein zur Unmöglichkeit gemacht, sich wirklich nützlich zu erweisen. Es wird ihnen bald klar gemacht, dass sie zwar pünktlich ihre Bureaustunden besuchen und alle Freitage bei dem Selamlik dem Grossherrn ihre Huldigungen darbieten, im übrigen aber möglichst still und thatenlos ihre Gelder verzehren sollen. Das aber ist bequem und daher kann man sich nicht wundern, wenn solche Weisungen auch auf fruchtbaren Boden fallen!

Wenn ein Mitglied der deutschen Militärmission, Goltz Pascha, wirklich etwas Grosses und Ganzes zu leisten vermochte, so hat ihn dafür der Sultan auch stets mit argwöhnischen Augen betrachtet und ihm Hindernisse in den Weg gelegt, wo er nur konnte. Die ungeteilte Verehrung, welche der deutsche Offizier bei seinen türkischen Untergebenen, namentlich den jüngeren Offizieren, genoss, hätte allein schon genügt, um den Grossherrn ihm feindlich zu stimmen. Auch im Heereswesen geschah nur das, was vom Yildiz Kiosk aus nicht verhindert werden konnte, und jetzt, da Goltz Pascha in sein Vaterland zurückgekehrt ist, wird vieles wieder einschlafen und rückgängig gemacht werden, was er mit ungewöhnlicher Kraft und Klugheit durchzusetzen verstanden hat. Am Tage seines Scheidens aus Konstantinopel wurde z. B. die Prügelstrafe an den Militärschulen, von deren Abschaffung Goltz Pascha vor dreizehn Jahren den Antritt seines Dienstes als Direktor derselben abhängig gemacht hatte, wieder eingeführt!

Auf Betreiben des genannten Offiziers kaufte die Türkei schon vor Jahren 800 000 Mausergewehre bester Konstruktion nebst Munition aus deutschen Fabriken an*), als Ersatz für das veraltete Henry Martini-Modell, welches bis dahin nebst dem Snider- und Winchestergewehr die Bewaffnung der Infanterie ausmachte. Diese sind aber bis heute der Truppe noch nicht ausgehändigt worden, sondern rosten in den Arsenalen. Kommt es zum Kriege, dann werden sie vielleicht verteilt, und die Truppe zieht mit einer Waffe in den Kampf, die sie noch niemals in der Hand hatte. Vom türkischen Soldaten verlangt sein Kriegsherr nur, dass er sich unbedingt ruhig verhält. Die Unterbringung, Bekleidung und Beköstigung ist daher im allgemeinen keine schlechte zu nennen. Dass der Sold hin und wieder unregelmässig gezahlt wird, liegt an den allgemeinen misslichen Finanzverhältnissen. Dafür wird aber auch niemand pensioniert; wer ein Gehalt einmal bekommt, der behält es bis an sein Lebensende.

Wie es bei der Marine steht, ist schon angedeutet worden. Alle Bemühungen des ehemaligen deutschen Kapitäns Kalau vom Hofe scheitern an dem passiven Widerstande des Ministeriums!

---

*) Der Verdienst, welchen die deutsche Waffenindustrie, vornehmlich Mauser, Ludwig Löwe und Krupp durch die Lieferungen an die Türkei gehabt haben, beziffert sich auf etwa achtzig Millionen Mark. Während bis in die achtziger Jahre ausschliesslich französisches Material angekauft wurde, gelang es Goltz Pascha, der deutschen Industrie jenes ergiebige Erwerbsfeld zu eröffnen.

Dasselbe Bild aber, wie hier, bietet sich uns überall dar. Die Ackerbauschulen und Akademien jeder Art, welche an vielen Stellen des Reiches angelegt worden sind, können eine erspriessliche Thätigkeit nicht entfalten. Den Direktoren sind die Hände gebunden. Sie wissen, dass Verbannung nach Yemen ihr Los ist, sobald sie gegen den Willen des Padischah etwas unternehmen.

Nicht anders steht es mit jenen türkischen Offizieren, welche nach Deutschland alljährlich entsendet werden, um durch aktiven Dienst die dortigen Heereseinrichtungen zu studieren. Bildungsfähig und intelligent, wie der Türke ist, eignen sich diese nicht nur die Kenntnisse, sondern auch die Manieren und die Lebensweise deutscher Offiziere in verhältnismässig kurzer Zeit so an, dass sie von letzteren oft nur durch ihren Typus sich unterscheiden. Wenn sie nun aber, erfüllt von der grossen Aufgabe, das Erlernte im Heimatlande zum allgemeinen Nutzen zu verwenden, zurückkehren, dann sehen sie sich auf Posten gestellt, wo ihnen das ganz unmöglich ist. Meist werden sie irgend einer Behörde zuerteilt und beauftragt, Instruktionen auszuarbeiten, die, wie so manches andere, bald im Aktenstaube verschwinden. Ausserdem fühlen sie sich von Spionen umgeben und wissen es ganz genau, dass jeder Spazierritt, den sie unternehmen, jeder Brief, den sie nach Deutschland schreiben, genügen kann, ihre Verhaftung, als politisch gefährliches Individuum herbeizuführen. Aus Klugheit geben sie sich daher Mühe, so schnell wie möglich alles Europäische wieder abzustreifen

und umgehend wieder zu vertürken. Sie nehmen erst ein, dann mehrere Weiber, geben jeden Verkehr auf, sprechen nichts anderes als türkisch, gehen, wie jeder rechtschaffene Türke, mit den Hühnern zu Bett, um desto später am anderen Tage aufzustehen und den Tag über nichts zu thun, als Cigaretten zu rauchen und Kaffee zu trinken. Und warum? Weil es so des Sultans Wille ist!

Wie hier, so hat sich dieser Wille in jeder Beziehung zur Geltung zu bringen vermocht, seit Abdul Hamid den Thron am Goldenen Horn bestiegen hat! Was er von Anfang an beabsichtigt, die Gründung einer absoluten Autorität, hat er vollkommen erreicht. In der That, es giebt heute wohl kaum einen Herrscher, der so willkürlich, so unangefochten schalten und walten kann, wie er. Es ist eben innerhalb der Grenzen seines weiten Reiches alles erdrückt, was auch nur den Schatten einer Selbständigkeit, einer Machtstellung besass, was irgendwie nach Verbesserung und Vervollkommnung zu streben sich vermass. Wo sind die konstitutionellen Ideen der siebziger Jahre geblieben? Ein Wink des Padischah genügt, um Hälse zu brechen, Vermögen einzuziehen, Menschen spurlos verschwinden zu lassen. Neben seiner Meinung existiert im Staate nichts anderes. Die Idee, dass der Sultan sich von seinen Günstlingen beherrschen und zu allem möglichen verleiten lasse, dass diese daher auch die Schuld an allem Unheil tragen, ist vollkommen hinfällig. Abdul Hamid lässt von niemand sich raten oder gar leiten. Wie das Parlament, welches während des

letzten Krieges ergebnislos einige Zeit tagte, niemals wieder zusammenberufen ist, so kann von persönlicher Freiheit des türkischen Unterthanen erst recht nicht die Rede sein. Niemand darf ohne Pass seinen Heimatsort verlassen, jeder Verein, jede Versammlung wird verboten und die Zensur mit enormer Strenge gehandhabt. Sogar den Christen wird die Abhaltung von unschuldigen Festen, von Diners und Bällen, bisweilen untersagt, und manchem Ballvater ist es schon passiert, dass eine halbe Stunde vor dem Erscheinen der Gäste die Polizei das Hausthor besetzte, um niemanden einzulassen. Wohl oder übel muss er dann allein seine dreihundert Pastetchen aufessen. Man wird es nicht glauben, dass in Konstantinopel nicht einmal eine Stadtpost existiert! Zu seinem Rechte kommt nur der, welcher den genügenden Backschisch an die Richter zu zahlen vermag. Wenn aber von jemand bekannt wird, dass er bei Effendimis in Ungnade gefallen sei, dann findet er niemanden mehr, der ihm die Richtigkeit seiner Unterschrift bescheinigt. Wer irgendwie den Anspruch machen kann, bedeutender zu sein, als seine Umgebung, wer irgendwie, sei es durch Bildung, Klugheit, Vergangenheit oder Reichtum eine besondere Stellung einnimmt, der sieht sich Tag und Nacht umgeben von Spähern, die nach oben hin berichten, sobald er nur einen Spaziergang macht. Der frühere Grossvezier ist einmal denunziert worden, weil er bei Dunkelheit vor seinem Hause auf und ab gegangen sei und mit mehreren Personen gesprochen habe. Das erwies sich als wahr, und beinahe wäre darüber der oberste Beamte des Reiches

gefallen. Mit stumpfer Gleichgültigkeit lässt der Orientale derartige Zustände über sich ergehen. Allah hat nun einmal den Sultan zum Herrn der Türkei eingesetzt. Warum soll er mit derselben nicht machen können, was ihm beliebt? Jeder Wunsch nach Besserung der Verhältnisse und damit seiner persönlichen Lage ist in ihm erloschen, dafür aber ist er auch jeder patriotischen Tugend bar. Vaterlandsliebe, nationales Bewusstsein sind ihm vollständig fremde Begriffe, und wenn die Russen eines schönen Tages Konstantinopel besetzen würden, dann wäre überall wo anders die Anfregung grösser, als gerade in der türkischen Welt. Abdul Hamids Regime war nun gerade nicht dazu angethan, die edlen Triebe in den Herzen seiner Unterthanen wachzurufen und zu entfalten. Im Gegenteil, wenn wir staunen, dass ein Herrscher, der mit Zweck und Absicht jede positive Macht, auf die er sich stützen könnte, vernichtet, doch unumschränkt gebieten kann, so finden wir hierfür eine Erklärung darin, dass er gerade auf die schlechten Seiten des orientalischen Charakters sich basiert hat.

Sobald er den Thron bestiegen hatte, begann er sofort den heimlichen, erbitterten Streit gegen die Reformpartei, der er seine Krone verdankte. In offenem Kampfe freilich konnte er zunächst nichts ausrichten, in der Stille aber arbeitete er eifrig an der Schaffung eines ihm willfährigen Anhanges. Er sah es wohl ein, dass er mit jedem vornehm denkenden, patriotisch gesinnten Unterthan notgedrungen bald in Konflikt geraten musste. Darum war und ist es noch heute sein Bestreben, alle solche

Leute möglichst unschädlich zu machen. Sind sie unbegabt und ohne Einfluss, dann macht er vielleicht mit ihnen in irgend einer Weise Reklame. Er stellt sie auf gleichgiltige Posten, wo sie mit Europäern in Berührung kommen, z. B. an die Spitze einer Botschaft. Sind sie aber intelligent und ehrlich, dann können sie seines wütenden Hasses sicher sein. Er kränkt sie und schadet ihnen, wo er nur kann. Er erfüllt seine Verpflichtungen nicht, wenn sie Europäer sind, schickt sie in die Verbannung oder lässt sie sonst spurlos verschwinden, wenn sie sich der türkischen Reichsangehörigkeit erfreuen.

Dagegen sind Männer, die irgend eine persönliche Schwäche haben, seine Leute, und mit fabelhafter Menschenkenntnis weiss er solche aus der Masse herauszufinden. Bei dieser Schwäche sucht er sie dann zu fassen und in seine Abhängigkeit zu bringen. Den Armen ködert er mit Geld, den Eitlen mit Orden, den Dummen mit Schmeicheleien, und alle, die in seine persönlichen Dienste sich begeben, zeichnet er in auffälliger Weise aus.

Auf solche Weise hat er sich ein ganzes Heer getreuer Diener geschaffen, und auf dieses allein stützt sich seine Herrschaft. Seine vornehmsten Vertrauensmänner sind die Kammerherren, die er sich selbst meist aus den jungen Leuten des Galata-Serail aussucht und vermittelst derer er allein mit der Aussenwelt verkehrt. Sie alle sind Meister des Intrigierens, oder werden es wenigstens bald, und dass sie ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen verstehen, beweisen sie alle mit einander. Neben ihnen sind die Organe der offiziellen Regierung nichts als blosse

Scheinwesen. Jeder Junge auf der Strasse weiss es hier, dass der Grossvezier und die Minister nur Puppen sind, dass hingegen die Kamarilla im Yildiz Kiosk, an ihrer Spitze der Negereunuch und Bauchredner Lütfi Aga, die eigentliche Regierung bildet. Sie dient dem Grossherrn dazu, heimlich das zu hintertreiben, was er, gedrängt durch äussere Einflüsse, offiziell befohlen hat, während die Minister nur dazu da sind, für alles, was passiert, die Verantwortung zu übernehmen. Kommen Konflikte mit europäischen Mächten, geben die Botschafter über dieses oder jenes Vorkommnis ihrer Entrüstung Ausdruck, dann bläst Effendimis sofort in dasselbe Horn. Der Grossvezier oder ein Minister wird abgesetzt, vielleicht auch eine Entschädigungssumme bezahlt, am Thatbestand an und für sich dadurch aber nicht das Geringste geändert.

Ein ganzes Netz von Vertrauensmännern hat Abdul Hamid in seinem Reiche etabliert. Er hat ihnen eine feste Organisation gegeben, deren Basis das gegenseitige Misstrauen ist, und das hieraus entstehende Spitzeltum bildet die heutige Regierungsform der Türkei. Jede Behörde hat z. B. ausser dem Chef einen ihm nahezu koordinierten Sous-Chef, dessen Instruktion die Beobachtung des ersteren, die Berichterstattung über dessen Thun und Treiben, die Opposition gegen ihn bildet. Wenn aber er selbst etwa glaubt, nicht beobachtet und vor Verleumdungen sicher zu sein, dann täuscht er sich ganz gewaltig. Der Kawedschih*), der ihm, wenn er morgens sein Bureau

*) Kaffeeverkäufer.

betritt, das heisse Nationalgetränk reicht, hat eben erst vom Palais einen grossen Backschisch erhalten, weil er auf die Verdächtigkeit Seiner Excellenz des Herrn Sous-Chefs aufmerksam gemacht hat. In keiner Behörde herrscht infolgedessen gegenseitiges Vertrauen, niemand wagt es, irgend etwas in die Hand zu nehmen. Kommt aber trotzdem einmal ein Projekt der Ausführung nahe, dann kann im letzten Moment ein beliebiger Thürschliesser oder ein Unteroffizier doch alles noch verhindern. Jeder einzige, der heute in der Türkei dazu beiträgt, dass am Zustand der Dinge zum Bessern nichts geändert wird, kann des unbedingten Beifalls seines Landesherrn sicher sein. Eine Belohnung aus dem Palais ist ihm gewiss! Da kann es denn nicht Wunder nehmen, wenn das Intrigieren und Denunzieren in dem gebildeten, namentlich in dem Teil der Bevölkerung, der mit der Regierung etwas zu thun hat, zur Modesache wird. Wo drei Türken aus den oberen Schichten des Volkes bei einander stehen oder sitzen, ist einer sicherlich ein Spion der heimlichen Spitzelregierung. Aber wenn er, sich heimlich freuend, berichten kommt, was er soeben gehört, dann ist gerade schon einer von den beiden anderen dagewesen und hat über ihn irgend eine gemeine Lüge berichtet.

Von einem noch heute in hoher Stellung befindlichen Pascha weiss jeder Konstantinopolitaner folgendes heitere Geschichtchen: „Wie stets bei dem grossen Ramasan, so wollte sich auch vor einigen Jahren der Sultan von seinem Palais in Yildiz nach dem alten Serail in

Stambul begeben. Dieser mit grösstem Pomp ausgeführte Zug gestaltet sich jedesmal zu einem grossartigen Feste, denn nur bei dieser einzigen Gelegenheit lässt sich der Padischah einmal in den Strassen seiner Hauptstadt blicken. Selbstverständlich erfüllt ihn diese ungewöhnliche Exkursion stets mit heimlicher Angst, und diesen Umstand gedachte jener Pascha sich zu Nutze zu machen. Als einem der obersten Würdenträger fiel es ihm zu, dem kaiserlichen Wagen mit seiner glänzenden Suite voranzureiten, und wenn es ihm gelang, hierbei irgend ein Attentat zu entdecken und zu vereiteln, noch ehe es dem Grossherrn gefährlich werden konnte, dann war er sicher der gemachte Mann! So dachte er, und da ein wirklicher Anschlag auf das Leben des Sultans nicht in Erfahrung zu bringen war, so kam er auf die geniale Idee, einen künstlichen zu arrangieren. Er bestach jemand, bei Nacht und Nebel unter der grossen Brücke, welche der Festzug passieren musste, einen ungefährlichen Gegenstand von dem Aussehen einer Dynamitbombe anzubringen und die Zündschnur so anzulegen, dass ein sorgfältiger Beobachter sie bemerken konnte. An der fraglichen Stelle angekommen, parierte er plötzlich sein Pferd, rief dem kaiserlichen Kutscher ein donnerndes Halt zu, liess den bombenähnlichen Gegenstand ins Wasser werfen und trat an den erbleichten Herrscher mit der Meldung heran, dass er soeben ein Attentat auf dessen teures Leben verhindert habe. Eine hohe Belohnung und die ganz besondere Gunst seines Herrn war der Preis, und der Pascha glaubte sich nun am Ziele seiner Wünsche.

Eines schönen Tages jedoch wurde dem Sultan die ganze Entstehungsgeschichte jenes sonderbaren Attentates hinterbracht. Der Helfershelfer des Paschas hatte sie verraten, aus Ärger darüber, dass jener den Raub, welchen das schlaue Stücklein eingebracht hatte, nicht brüderlich mit ihm zu teilen gewillt war. Trotzdem die Sache damals an die Öffentlichkeit kam, ist der Pascha bis auf den heutigen Tag in seinem Amte geblieben, weil Effendimis gerade solche Menschen am besten brauchen kann.

Natürlich müssen derartige Beispiele im höchsten Grade schädigend und demoralisierend wirken. Sie zeigen, dass wirklich nur die schlechtesten Elemente in die Höhe kommen! Dass dem so ist, wird jeder bezeugen, der mit dem türkischen Beamtentum, das doch in erster Linie zur Durchführung reformatorischer Ideen berufen sein sollte, jemals etwas zu thun hatte. Hier ist die Frucht, die Abdul Hamid gesäet hat, tausendfältig aufgegangen, und wie er selbst im Grunde seines Herzens von Reformen nichts wissen will, so kann er sich auch vollständig darauf verlassen, dass seine Beamten das Ihrige thun, um sie zu verhindern. Neben der Intrigue dient eine geradezu ungeheuerliche Willkür ihren Zwecken. Der Hauptfaktor jedoch bleibt das Geld. Bestechung und Unterschlagung gehören daher zur Tagesordnung.

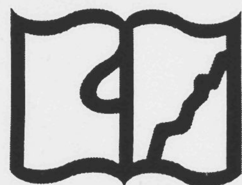
Hat sich z. B. eine Gesellschaft zur Bildung irgend eines Unternehmens, wie eine städtische Wasserleitung oder eine Gasanstalt gebildet, so handelt es sich zunächst darum, die hierzu erforderliche Konzession im Palais zu

erlangen. Dieses Anliegen muss einem der Kammerherrn des Sultans, von denen jeder sein Ressort hat, vorgetragen werden. Jener macht nun vorerst alle erdenklichen Schwierigkeiten und wird erst hellhörig, wenn man ein Einsehen hat und ihm einen bedeutenden Backschisch anbietet. Je grösser nun dieser ist, desto grösser ist auch sein persönliches Interesse, und nur, wenn dieses geweckt ist, kann die Gesellschaft auf Erlangung der Konzession hoffen. So wie bei dem Kammerherrn aber geht es ihr nun bei allen Beamten, selbst den niedrigsten, mit denen sie etwas zu thun hat. Wenn ihre Geldmittel nicht hinreichen, sich alle diese geneigt zu machen, dann ist ihr Unternehmen von Anfang an ein totgeborenes Kind. Schwache Gesellschaften werden in der Regel hier bald zu Grunde gerichtet!

Solche, wie auch der einzelne Ausländer, der mit ungenügenden Mitteln anfängt, wissen ein Lied zu singen von der auf rücksichtsloseste Erpressung gerichteten Willkür der Beamten. So lange sie arm sind, haben sie nichts zu befürchten. Wenn sie aber durch saure Arbeit ihr Landgut, ihre Weinberge, oder was sie sonst besitzen, endlich zu jener Stufe erhoben haben, auf der sie beginnen, reichliche Erträge einzuheimsen, dann stellen sich auch sofort die Behörden ein und machen ihre bekannten Schwierigkeiten. Entweder steht eins der Wirtschaftsgebäude gerade hindernd auf einem „point stratégique“, der in der Türkei überhaupt eine hervorragende Rolle spielt, und muss deshalb abgerissen werden, oder der Bach, welcher die Mühle treibt, soll plötzlich aus irgend

einem Grunde eine andere Richtung erhalten. Hat sich jemand aber gar eine Fabrik angelegt und den Bau mit grossen Kosten fertig gestellt, dann erhält er, trotz aller Bemühungen, nicht die Erlaubnis zur Eröffnung des Betriebes, oder ein ganz unentbehrlicher Gegenstand, ein Teil der Hauptmaschine wird beschlagnahmt, damit die Polizei ihn erst einmal untersucht, ob er auch nicht staats- oder menschengefährlich sei. Sie erstattet ihn dann nie wieder zurück, beschlagnahmt jeden Ersatz dafür, und das Unternehmen ist gescheitert. Man begegnet, wenn man das Innere des türkischen Reiches durchstreift, häufig Spuren von Ansiedlungen, wo einst ein strebsamer Mann es versucht hat, sich ein Heim und einen lohnenden Erwerb zu begründen. Eine verlassene Ruine ist alles, was von seinen hochfliegenden Plänen übrig geblieben ist. Sein Geld ist langsam, aber sicher, in den Taschen seiner Peiniger verschwunden. Ganz auffällig ist dies an dem Küstenstrich zwischen Jaffa und Haifa, wo für die Rotschildschen Judenkolonieen allerhand industrielle Einrichtungen ins Leben gerufen wurden. Zuerst soll die Sache ganz gut gegangen sein, vor zwei Jahren jedoch stand an allen Stellen der Betrieb bereits still. Die Fabriken fand ich verlassen von ihren Arbeitern und dafür an allen Ecken und Enden die merklichen Spuren schnellen Verfalles.

Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle ein Wort einzulegen für die braven deutschen Kolonisten in Syrien, die sich als tüchtige Arbeiter, als hervorragende Kulturträger bewiesen haben. Mitten in einer Einöde von Sand



und Steinen entstanden in zwei Jahrzehnten die Kolonieen von Jaffa, Haifa und Jerusalem, die als wahrhaft mustergültig bezeichnet werden müssen. Mit unglaublichen Schwierigkeiten schufen die Auswanderer Oasen in der Wüste, und es gelang ihnen allen, sich zu einigem Wohlstande emporzuarbeiten. Plötzlich jedoch erklärte die Polizei den Grund und Boden der Kolonien für Eigentum des Staates und traf willkürliche, die Rechte der Deutschen auf das empfindlichste schädigende Anordnungen. Wie es scheint, ist es nun der deutschen Reichsvertretung gelungen, die drohende Gefahr von den braven Württembergern dieses Mal noch abzulenken, aber die türkischen Beamten werden schon irgend etwas Neues erfinden, um ihnen zu Leibe zu gehen, und nur rücksichtsloseste Vertretung ihrer Interessen, die in allen Streitfällen von vornherein behauptet, dass sie im Rechte seien, kann sie vor dem Untergange bewahren. Eine derartige Handlungsweise dürfte überhaupt in allen den Staaten zu empfehlen sein, die ähnliche korrumpierte Rechtsverhältnisse haben, wie die Türkei, z. B. in Brasilien oder in den Republiken Zentralamerikas, von wo des öfteren Klagen der Ansiedler nach der deutschen Heimat gelangt sind. Wer in den dortigen Verhältnissen nach den Satzungen des Reichsstrafgesetzbuches urteilt, befindet sich auf einer Bahn, die sicherlich nicht zum wirklichen Schutz deutscher Interessen führt. Das kann nur ein hier sehr angebrachter, rücksichtsloser Egoismus.

Eigentümliche Verhältnisse kommen dem Vernichtungswerke der Beamten zu statten. Zunächst ist der

verderbliche Einfluss einiger religiöser Satzungen zu erwähnen. Im Koran steht nämlich das weise Wort, dass viele Männer klüger sind, als einer. Darum wird auch nicht die kleinste Angelegenheit von einem einzelnen, sondern stets von mehreren entschieden. In der Regel bildet man eine Kommission, und die europäischen Zeitungen berichten dann unter den politischen Depeschen, dass eine Kommission unter Vorsitz dieses oder jenes Paschas, der mit den grössten Machtbefugnissen ausgerüstet sei und strikte Befehle erhalten habe, sofort abreisen werde, um entweder irgend einen Aufstand zu unterdrücken, oder Untersuchungen in einer bewussten Angelegenheit anzustellen. In der Regel legt der Unbefangene solchen Nachrichten eine mehr oder weniger grosse Bedeutung bei, denn er weiss nicht, dass ein zweiter Koranspruch existiert, wonach der Widerspruch eines einzelnen innerhalb einer Versammlung den Beschluss aller übrigen Mitglieder derselben zu nichte macht. Eine solche Handhabe für Intrigue und persönlichen Ehrgeiz wird denn auch nach Kräften ausgenutzt, und so kommt es, dass bei den Kommissionen nie etwas herauskommt. Die Beschlüsse derselben werden, weil in ihnen meist die europäischen Instruktoren mitwirken, fast ausnahmslos in französcher Sprache abgefasst. Ehe sie nun dem Sultan vorgelegt werden, müssen sie in das Türkische übertragen werden. Sie wandern zu diesem Behufe in die Hand eines Übersetzers, welcher den neuen Text aufstellt und in diesen die für den Verkehr mit dem Grossherrn vorgeschriebenen Höflichkeitsformeln einflicht. Durch

die blumenreichen Wendungen der türkischen Sprache wird der Charakter des ursprünglichen Schriftstückes oft sehr verändert und schliesslich ganz etwas anderes befohlen, als was man beschlossen und eingereicht hat. Sind die Beschlüsse einer Kommission aber in Yildiz genehmigt, dann werden sie einem Ministerium zur Ausführung überwiesen. Hier weiss man aber, wie gefährlich es ist, irgend eine Angelegenheit von Bedeutung zu erledigen. Der Minister erfindet daher irgend ein Bedenken und fragt dieserhalb noch einmal beim Sultan an. Das macht jenen misstrauisch. Er überweist die Sache einer anderen Behörde oder setzt eine neue Kommission ein, welche noch einmal von vorn anfängt. Ehe eine Sache wirklich zur Ausführung kommt, muss sie dann noch einen langen Instanzenweg durchlaufen, und wenn der Interessent nicht unermüdlich dahinter ist, dann bleibt sie irgendwo liegen und fällt der Vergessenheit anheim. Mitunter kommt es denn auch vor, dass irgend ein energischer Beamter derartige Dinge wieder aufnimmt, und es hat sich schon ereignet, dass jemand, der zu einer Beförderung oder einem Orden vorgeschlagen, inzwischen aber schon längst verstorben war, noch im Grabe ausgezeichnet wurde! Die Regel ist jedoch, dass tausend Dinge in Angriff genommen, aber nichts vollendet wird. Jedes Jahr geht z. B. eine Kommission zur Befestigung der Dardanellen von Konstantinopel ab, ohne dass bisher auch nur eine einzige brauchbare Seemine gelegt wurde. Fortwährend wird nun auch schon die Gendarmerie auf Kreta umgestaltet; irgend eine positive

Änderung des Bestehenden ist bis zur Stunde aber noch nicht bekannt gegeben worden.

Wo wir auch hinsehen, wir bemerken überall den lähmenden Einfluss des Regimes Abdul Hamids. Überall finden wir die grossartigsten Ansätze zu Reformen in europäischem Sinne und dann wieder das alles erdrückende reaktionäre Prinzip. Die enormen Kosten, welche selbstverständlich jene Neuerungen mit sich bringen, repräsentieren also von Anfang an ein totes Kapital. Dieses wird durch Anleihen im Auslande beschafft und die Zinsen, welche der Staat garantiert hat, sollen die Steuerzahler des Reiches, in erster Linie die arme muhammedanische Landbevölkerung, aufbringen. Dieser aber wird, wie wir gesehen haben, auf der anderen Seite die Möglichkeit genommen, durch kräftigste Ausnutzung der Vorteile, die jene Neuerungen bieten, sich finanziell zu stärken und eine Entschädigung zu suchen. Die Folge davon sind eine geradezu sagenhafte Armut der unteren Klassen und das vollständige Verschwinden des Bürgerstandes.

Berücksichtigt man nun noch die sonderbare Einrichtung, dass die Beamten mehrerer Ministerien sich selbständig von den Geldern besolden, welche kraft ihrer Stellung durch ihre Hände gehen, so kann man sich denken, welche Summen spurlos bei Seite geschafft werden. Eine ungeheuere Last für das unglückliche Land liegt auch in der Höhe der Zivilliste, sowie den hohen Gehältern der obersten Beamten- und Militärchargen. Während die erstere im Jahre 54 Millionen Franken beträgt, bezieht der Grossvezier ein Einkommen von 500 000

Franken, die Minister und Marschälle bis 200 000 Franken und darüber.

Nachdem schon viele Hilfsquellen des ursprünglich so reichen Landes zur Befriedigung der auswärtigen Gläubiger verpfändet worden sind, können heute die erforderlichen Summen nur noch durch rücksichtsloseste Erpressung und Aussaugung beschafft werden. Unter solchen Verhältnissen sind denn die revolutionären Bewegungen verständlich, welche seit einigen Jahren im Reiche des Halbmondes sich geltend machen, denn auch eine an Jahrhunderte lange Knechtschaft gewöhnte Bevölkerung wird schliesslich zum Äussersten greifen, wenn sie eine derartige Missregierung über sich hat. Jene Bewegungen also stellen sich dar als die logische Folge der Politik des türkischen Sultans, und solange diese im Orient massgebend bleibt, wie es heute Fall ist, solange werden auch sie nicht aufhören!

Wenn nun in Europa so wenig Klarheit über die Bedeutung der Person Abdul Hamids herrscht, so hat dieser Umstand in dem grossen diplomatischen Geschick, den hervorragenden Fähigkeiten dieses merkwürdigen Herrschers seinen Grund. Die landläufige Ansicht, dass er ein von übelgesinnten Günstlingen missleiteter und vor Europa zitternder Schwächling sei, wird immer mehr als irrig anerkannt. Abdul Hamid verdient einen bevorzugten Platz in der Weltgeschichte, freilich leider im übelsten Sinne!

Der Sultan ist von mittelgrosser schmächtiger Figur. Seine Haltung ist gebückt, sein Gang, sein ganzes Aus-

sehen schlaff und nachlässig. Die dunklen, funkelnden Augen jedoch zeugen von innerer Glut, und die grosse Hakennase verleiht dem gelben, dürren, von einem graumelierten Backenbarte umrahmten Gesicht einen energischen Ausdruck. Er ist den Orienttouristen keine unbekannte Erscheinung. Sie kennen ihn vom Selamlik, jener von echt orientalischem Pomp begleiteten Freitagsparade, her und haben bei dieser Gelegenheit den Herrscher der Osmanen, im grossen Halbwagen sitzend und selbst das mächtige Schimmelgespann lenkend, gesehen. Sie haben mit Hüten und Tüchern gewinkt, der Sultan hat freundlich hinaufgenickt zu den Fenstern des für fremde Zuschauer errichteten Pavillons und ihnen dann durch einen goldbetressten Kammerherrn seine kaiserlichen Grüsse und gleichzeitig eine Tasse Thee und herrliche Zigaretten, mitunter für diesen und jenen sogar einen Medjidjeorden 4. Klasse überreichen lassen. Das alles existiert für einen einfachen Paradebummler wo anders nicht, und darum ist man entzückt von dem liebenswürdigen Herrscher der Muselmänner. Mancher Künstler oder Gelehrte hatte am Ende auch noch die Ehre einer persönlichen Audienz, einer langen Unterhaltung mit dem Grossherrn, deren Verlauf einem Zeitungsreporter mitzuteilen ja stets von besonderem Reize ist. Immer sind sie des Lobes voll über den erleuchteten, aufgeklärten Padischah, der so kluge Gespräche geführt, ein so grosses Wissen, solche gediegene Bildung dabei verraten, und zum Schlusse sogar versichert hat, dass ihm nichts mehr am Herzen liege, als sein Reich dem Abendlande gleich zu machen,

und dass die diesbezüglichen Reformen in vollem Gange seien. Solche Audienzen von mehr oder weniger berühmten Ausländern tragen viel dazu bei, das falsche Bild noch zu erhärten, das man sich in Europa von Abdul Hamid gemacht hat. Das weiss jener sehr wohl und wird sich natürlich hüten, seinen günstigen Ruf selbst zu zerstören. Im persönlichen Verkehr mit Ausländern ist er daher von gewinnender Liebenswürdigkeit, und namentlich die Botschafter sucht er durch ausgesucht höfliches Wesen sich zu verpflichten. Sein Verhalten jedoch ist keineswegs aufrichtig, es soll ihm vielmehr nur dazu dienen, dass er thun und lassen kann, was er will. Die traurigen Thatsachen aber sprechen nur zu deutlich dafür, dass der Einfluss der europäischen Vertreter am Goldenen Horn ganz illusorisch ist. Sie alle lassen sich immer noch von dem schlauen Intriganten im Yildiz Kiosk täuschen, sie glauben seinen Versicherungen und denken immer noch, durch ihn etwas erreichen zu können. Kommen nämlich irgend welche streitigen Fälle, dann verspricht der Sultan alles, was von ihm verlangt wird, und die sich „versammelnden“ Botschafter glauben, etwas erreicht zu haben. Es entgeht ihnen aber, dass Effendimis schon lange alle Anordnungen getroffen hat, um im geheimen seine offiziellen Befehle zu widerrufen.

Man hat in Europa absolut keine klare Vorstellung von der unumschränkten Gewalt des Türkensultans. Sie kann schliesslich nur durch das aktive Vorgehen einer Macht erschüttert werden. Solange es bei „dringenden Vorstellungen“ bleibt, von denen jeder Unbefangene nur

noch mit Achselzucken hört, wird nichts am gegenwärtigen Zustand der Dinge geändert werden und die Türkei das bleiben, was sie ist, ein Schandfleck auf dem Schilde Europas. Dass Abdul Hamid es wagen kann, auf die Entrüstungsmeetings und Kollektiv-Verbalnoten in betreff der armenischen Greuel mit einem Gesetz über Bewaffnung sämtlicher Muhammedaner zu antworten, zeigt, dass er vor Europa nicht den mindesten Respekt mehr hat, und eigentlich kann es nicht Wunder nehmen, dass dem so ist. Auf dem Boden der Zwietracht unter den „six impuissances"*) wurzelt seine Kraft. Durch schlaues Lavieren zwischen den einzelnen Mächten, namentlich zwischen England und Russland, hat er jedes Vorgehen eines einzelnen seiner Gegner verhindert. Während er sich demonstrativ in dieser oder jener Angelegenheit auf die Seite des einen stellt, spielt er gleichzeitig dem anderen einen bösen Streich, um bei der nächsten Gelegenheit das umgekehrte Spiel zu treiben. War es Zufall, dass er wenige Tage nach dem Empfang des ihm vom deutschen Kaiser geschenkten Bildes die Raubmörder in Freiheit setzte, welche vor einiger Zeit einen deutschen Forscher auf Kreta erschlagen hatten? Er wollte Russland und Frankreich damit zeigen, dass ihm die deutsche Freundschaft gleichgültig sei. Kann man sich einen grösseren Hohn denken, als dass er jetzt jene beiden Soldaten, welche im Sommer vor der englischen Botschaft in Therapia unschuldige Armenier niederschossen,

---

*) Diesen Spottnamen haben die Levantiner schon lange den sechs Signaturmächten beigelegt.

zu Unteroffizieren in der kaiserlichen Leibgarde befördert? Die ganze internationale Presse regte sich über diesen Vorfall damals grenzenlos auf und verlangte energische Bestrafung der Schuldigen. Jetzt schweigt man sich aus über den Vorfall. Warum? Weil es am bequemsten ist!

Abdul Hamid aber lacht sich ins Fäustchen. Seine Achtung vor uns Europäern ist auf dem Nullpunkte angekommen!

Mag man nun über die endgültige Lösung der orientalischen Wirren noch so verschiedener Ansicht sein, die Frage, was die Zukunft bringen wird, beschäftigt doch gleichmässig die Gemüter.

Als eine der bedenklichsten Folgen der Unthätigkeit Europas ist es zu betrachten, dass das Ansehen des Sultans bei seinen muhammedanischen Unterthanen ständig im Wachsen begriffen ist. Das kann ja auch nicht anders sein, wenn die Mosleminen, die im Grunde uns Franken doch als ein höchst minderwertiges Geschlecht ansehen, merken, dass sie ungehindert Tausende von Christen totschlagen können, ohne dass deswegen auch nur ein einziger europäischer Soldat marschiert. Der Sultan verfehlt denn auch nicht, dieser Ansicht zum Siege zu verhelfen. In dem Buche, welches er über sich hat schreiben lassen „Comment on sauve un empire“, setzt er seinen Unterthanen seine Machtstellung, wie folgt, auseinander: „Europa ist in zwei grosse Lager geteilt. Der Dreibund steht Russland und Frankreich vollkommen gleichwertig gegenüber. Der Sultan aber verfügt über eine Million vortrefflicher Streiter, und der, auf dessen

Seite er sich mit seiner Armee stellt, wird den endlichen Sieg davontragen. Beide Parteien versuchen mithin, ihn zu sich hinüberzuziehen, und, um diesen Zweck zu erreichen, ordnen sie sich jedem seiner Wünsche unter. Mithin ist der Sultan der mächtigste Herrscher der Welt, die Türkei nach wie vor der einflussreichste Staat!“

Je mehr nun dieser mit vollem Bewusstsein proklamierte Unsinn Glauben bei den Muselmännern findet, desto leichter werden sie zu Übermut und Willkür gegen die Christen geneigt sein, und das ist um so wichtiger, da das Regime Abdul Hamids sich im Grunde direkt gegen das Europäertum wendet.

Wir haben nun gesehen, dass die rein äusserlichen Reformen, die der Sultan einführt, um sein Thun und Treiben hinter einer, den Bedürfnissen der Zeit Rechnung tragenden Maske zu verbergen, schwere wirtschaftliche und finanzielle Krisen über sein Land gebracht haben. Je schwieriger aber nun die innere Lage wird, desto leichter könnte eines schönen Tages der muhammedanischen Welt das richtige Verständnis über den wahren Kern der heutigen Regierung aufgehen.

Diese nämlich hat, entgegen der allgemeinen Ansicht, unter den Massnahmen der letztern ungleich mehr zu leiden, als die Christen. Letztere haben entweder ihre Botschaften und Konsulate, zu welchen sie in Fällen der Not Zuflucht nehmen können, oder ihre Geistlichkeit, der immerhin ein gewisser Einfluss eingeräumt ist. Der Muselmann hat nichts von alledem. Er ist der Beamtenwillkür willenlos preisgegeben; ihm bleibt nur

eins, wenn er sein Recht sich erobern will — er wird Brigant!

Solange die Türkei von den Errungenschaften moderner abendländischer Kultur nichts wusste, ging es ihr in wirtschaftlicher Beziehung gut. Die Verschuldung des Staates und damit der heute auf der gesamten Bevölkerung lastende schwere Druck datiert aus der Periode übereilter Reformen während der Regierungszeit von Abdul Aziz. Je mehr Europäer nun ins Land kamen, um Eisenbahnen und Dampfschiffe zu bauen, um überhaupt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens umgestaltend einzugreifen, desto mehr wuchs die finanzielle Not. Sehr begreiflich ist daher, wenn die Muhammedaner die Eindringlinge mit scheelen Augen betrachten, und wenn namentlich die unteren Klassen der Bevölkerung, in Sonderheit der Pöbel in den Städten, den Europäern alle Schuld an den heutigen schlimmen Zuständen in die Schuhe schiebt. Bezeichnend aber ist es, dass Abdul Hamid alles thut, um gerade bei diesem sich populär zu machen. Er nimmt ihn gegenüber den berechtigten Forderungen der Europäer, wenn letztere z. B. die Bestrafung von Verbrechern verlangen, in wirksamen Schutz und lässt gelegentlich Geldgeschenke und Nahrungsmittel unter die Massen verteilen.

Ersichtlich liegt es in seinem Interesse, die Augen der muhammedanischen Welt von ihrem eigenen Elend abzulenken, sie mit irgend etwas so zu beschäftigen, dass sie nicht zum Nachdenken über sich selbst gelangt. Hier kam ihm nun die im Volke gegen das schachernde, aus-

saugende Armeniertum herrschende Strömung auf halbem Wege entgegen. Heute existiert hier kaum noch eine Meinungsverschiedenheit über die Entstehung der ersten blutigen Ausschreitungen gegen jenes armselige, von gewissenlosen Agitatoren verführte Volk, von dem seit den Ereignissen von Talori im Herbst 1894 beinahe der zehnte Teil seine Unklugheit mit dem Leben hat büssen müssen.

Begreiflich ist es, dass, nachdem die Armenier angefangen hatten zu revoltieren, auch andere christliche Völkerschaften, die nationale Sonderziele auf ihr Schild geschrieben haben, sich gegen die Regierung des Sultans erhoben. Alle diese Bewegungen sind, wie gesagt, die logische Folge des auf Aussaugung und Erpressung gerichteten Systems der letzteren, und deshalb wird Abdul Hamid ihnen allen mit denselben Mitteln entgegentreten, mit welchen er der Armenier Herr geworden ist.

Europa war thöricht genug, hierzu die Hand zu bieten, indem der Plan auftauchte, die Insel Kreta zur Zeit der Blüte des dortigen Aufstandes zu blokieren. England hat sich, indem es diesem Vorhaben energisch entgegentrat, unstreitig ein grosses Verdienst erworben. Sonst hätte nämlich Effendimis allmählich so viel muhammedanisches Militär nach jener Insel geschafft, bis das streitbare christliche Element sich in der Minderzahl befunden hätte. Alsdann hätten allgemeine Metzeleien „die Ordnung bald wieder hergestellt“. —

Wenn aber die Kretenser nicht mit Feuer und Schwert zur Botmässigkeit gezwungen werden, dann lassen sie sicherlich nicht eher nach, als bis die von ihnen verlangten

berechtigten Reformen nicht nur dem Schein nach, sondern thatsächlich eingeführt sind. Das aber ist es, was die europäische Diplomatie vom Sultan verlangt!

Sie begeht jedoch einen grossen Rechenfehler dabei! Der Sultan ist gar nicht mehr in der Lage, jene Reformen auszuführen, selbst wenn er den besten Willen dazu hätte!

Wie Russlands Hauptstärke nämlich in der grossen Einheitlichkeit besteht, welche nicht nur in seiner Bodengestaltung, sondern auch in seiner Bevölkerung, die in der erdrückenden Mehrzahl eines Stammes ist, eine Sprache redet und in weltlicher, wie geistlicher Beziehung zu einem einzigen Oberhaupt emporschaut, so macht das Gegenteil hiervon die Hauptschwäche der Türkei aus.

Die weiten, zu drei Erdteilen gehörenden Gebiete derselben sind erfüllt von einem Gemisch von Rassen, das seinesgleichen wohl an keinem Punkt der Erde findet. Es giebt wohl ebensoviel verschiedene Stämme und Sprachen, wie Provinzen existieren. Während die Christen ihren Schwerpunkt ausserhalb des Reiches suchen, sind auch die Muhammedaner erfüllt von schroffen nationalen Gegensätzen. Der Araber verachtet den Türken, und Kurden, Lasen, Albanesen, sie alle hassen sich untereinander und möchten je eher, desto besser der türkischen Oberherrschaft ein Ende machen.

Ein derartiges Völkergemisch zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, ist wohl nahezu ein Ding der Unmöglichkeit. Wohl haben die Türken ihre Herrschaft mit dem Schwerte begründen können, sie sich durch

friedliche Kulturarbeit zu erhalten, ging weit über ihre Fähigkeiten hinaus. Nach wie vor suchen sie daher ihr Heil in mittelalterlicher Despotie und mit diesem Prinzip, dessen erster Vertreter der Sultan ist, sind sie nun gründlich in die Brüche geraten.

Wollte sich jetzt aber, wo es an allen Ecken und Enden seines Reiches unheimlich brodelt und gährt, Abdul Hamid eines anderen besinnen, dann dürften seine Tage bald gezählt sein. Die geringste Konzession an die Armenier hat unfehlbar die Erhebung mancher anderen christlichen Elemente zur Folge. Erreichen aber die „Christenhunde“ wirklich verschiedene Freiheiten, welche die Muselmänner nicht besitzen, dann hat er auch bei diesen seine Rolle ausgespielt.

Darum kann und darf der Sultan nicht reformfreundlich sein, darum wird er nach wie vor auf alle Freiheitsbestrebungen mit wüstester Reaktion antworten. Unter keinen Umständen darf er sich die Sympathien seiner Glaubensgenossen verscherzen, deshalb ist die Christenhetze schliesslich seine ultima ratio. Mit den Armeniern ist er fertig geworden, nun kommen vielleicht die Griechen an die Reihe, schliesslich aber diejenigen Abendländer, deren Vertretung im Yildiz Kiosk am schwächlichsten ist! Es sind schon einmal bedenkliche Ausschreitungen gegen die Italiener in Smyrna vorgekommen!

Dass Abdul Hamid nicht plötzlich stille stehen wird auf der abschüssigen Bahn, die er einmal betreten, dafür sorgen schon jene Scharen von Spitzeln, die durch das

heutige Regime allein ihr Brot finden. Aus Selbsterhaltungstrieb müssen sie den Sultan immer aufs neue gegen irgend jemand scharf machen, seinem an Verfolgungswahnsinn grenzenden Argwohn stets neue Nahrung zutragen. So wird es schliesslich zur Modesache werden, gegen wen man hetzt, und wer „gemetzelt" wird. Kein Mensch, sei er Türke oder sei er Ausländer, ist seines Lebens mehr sicher.

Wie der Charakter des Sultans aus den zu Anfang dieser kleinen Schrift klar gelegten Umständen heraus sich entwickelt hat, so wird auch das schaurige Völkerdrama im Südosten unseres Erdteils sich weiter entwickeln, und Ereignisse werden sich wiederholen, gegen welche die Bartholomäusnacht an politischer Bedeutung vielleicht, an Blutigkeit sicherlich bei weitem zurücktritt.

Dass die jammervolle, auf unbedingte Erhaltung des Friedens gerichtete Politik Europas hieran die vornehmste Schuld trägt, dass nur durch eine Änderung derselben zukünftiges grosses Unglück verhindert werden kann, das zu beweisen, geht über den Rahmen dieser Broschüre hinaus.
